

Die Zeitungs Welt

Nr. 16

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

(Fortsetzung.)

Ich schenk Euch, was Pauli mir schuldig; ich habe zwei Wechsel unterschrieben; den ersten löste er richtig ein, den zweiten aber hatte dann freilich ich zu bezahlen: vierhundert Franken. Es befremdete mich damals schon, daß er eine so geringfügige Summe nicht erlegen konnte. Daß er seither nie wieder erschienen, um meine Unterschrift zu erbitten, habe ich nicht schlimm gedeutet. Wenn er die vierhundert Franken nicht zurückerstattete, so mochte er eben in seinem Flatterfinne annehmen, das sei für mich nicht viel. Da täuschte er sich freilich. Indessen schenk ich ihm vorläufig die Summe und sehe von einer Eingabe der Forderung ab. Das konntet ihr beide auch voraussetzen."

Die junge Frau rang die Hände in heftiger Qual. „Ach Gott," stotterte sie. „Ihr wißt nicht alles, Wolfgang; laßt mich ausreden. Nachdem Ihr jene vierhundert Franken selber habt zahlen müssen und überhaupt nicht gerne solche Unterschriften machtet, weil es Euch doch als eine Unwahrheit ersahen — so — so getraute sich Pauli nicht mehr, Euch um eine solche zu bitten — er machte — sie — selbst."

„Meinen Namen?" fragte Wolfgang tonlos.

„Ja, Euren Namen schrieb er." „Wie oft und wie hoch belaufen sich nun diese Summen."

„Ach, er tat's oft; ich warnte ihn manchmal — aber er konnte nicht mehr anders, hoffte auf das Gelingen kühner Spekulationen; sie schlugen fehl; sonstiges Mißgeschick kam auch noch dazu — und nun . . ." Sie schluchzte herzbrechend.

„Und der Gesamtbetrag ist?" fragte abermals Wolfgang. Er schien ganz ruhig.

„Sechstausend Franken, und in den nächsten Tagen werden die Wechsel Euch zugesandt werden. Zweitausend von . . ."

„Still, still!" rief Wolfgang und begann in höchster Erregung im Zimmer hin und her zu gehen. „Barmherziger Gott — auch ich bin ruiniert — sechstausend Franken bring ich nimmer auf. Arme Mutter!"

„Ihr, Ihr könnt Euch — doch retten. Pauli hat ja — ge—fälscht," kam es leise von Justins Mund.

„Gerrgott, was meint Ihr?" brauste Wolf-

darum Euch diesen sauren Gang aufgezwungen! Das sieht ihm gleich. Immer Widrigem aus dem Wege gehen, das war bei ihm Brauch. O, o, was hat er getan!"

„Er ist wie zerschmettert und tiefunglücklich. Ihr würdet ihn kaum mehr kennen. Ach, Wolfgang, unsere armen Kinder."

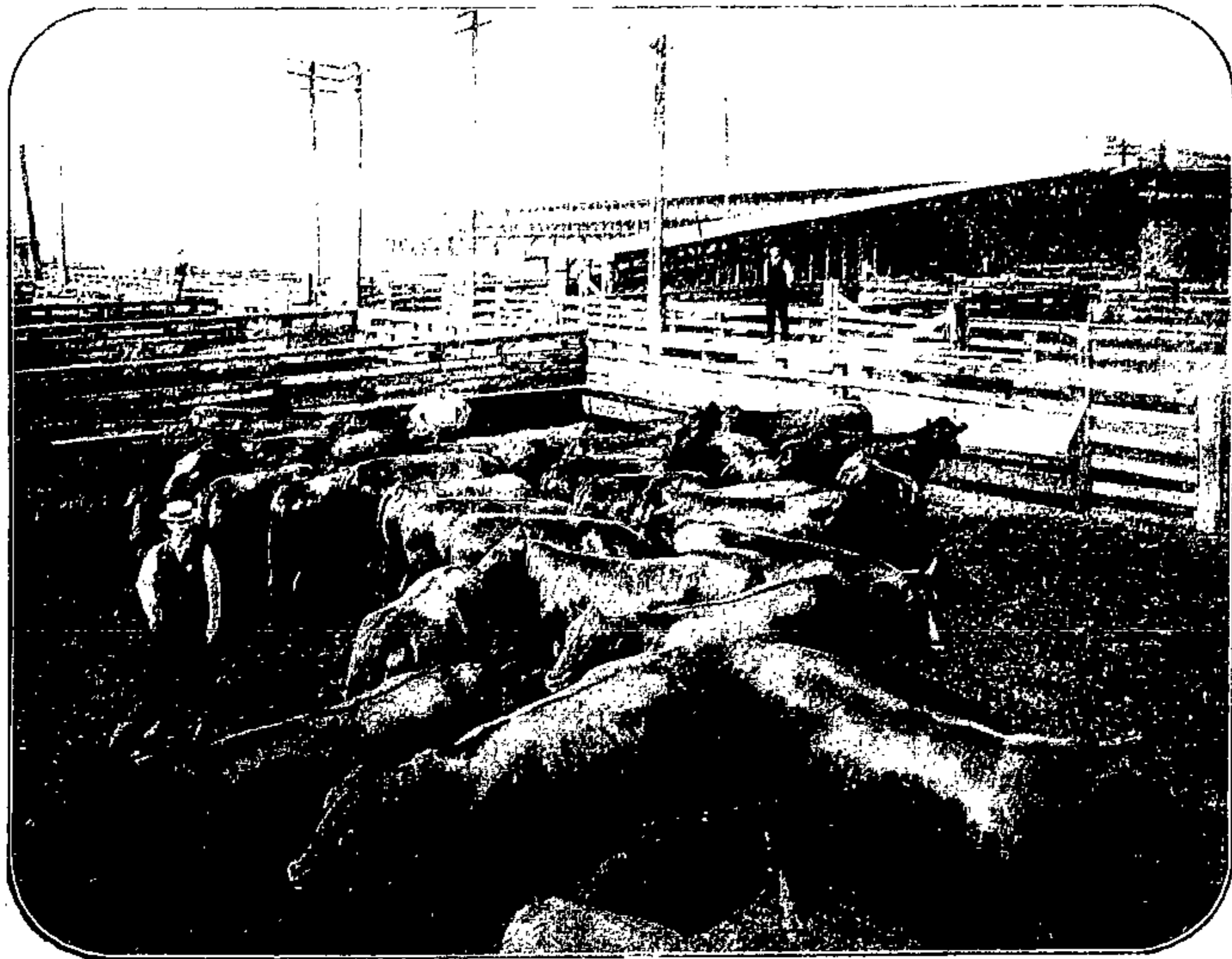
Er blickte in ihr gequältes Antlitz; war das die glänzende Walzer-Justine? Heiß quoll es

in ihm auf. „So steht doch auf, Gerrgott, ich hab's gar nicht beachtet, daß Ihr kniet. Erst war ich so überrascht, und dann, dann dachte ich, nur an das andere. Nehmt Platz! Ihr werdet hungrig und müde sein. Männeli soll sich Eurer annehmen. Mein Gott, wie mir der Kopf wirbelt."

Und nun, saß Frau Justina in dem großen, alten Polsterstuhl, in dem früher die alte Hochbühlerin geruht hatte. Zeitwärts öffnete sich leise ein Tür und Männeli trat ein, eine Lampe tragend, etwas verwundert blickte es auf den so seltsam veränderten Wolfgang und auf die kleine, blasse, gebrochene Frau. „Es ist meine Schwägerin, Männeli, sie ist todmüde und wird dableiben. Richtet ihr ein Zimmer und vorher ein gutes Essen, ein Glas von Mutters Wein dazu,

gelt." Er schien ruhig. Bewundernd blickte Justina auf den Schwager. Was war das doch für ein Mann! So gut, so gut! Pauli hatte recht — er war ein rechter, guter Weibermann. — —

„Wolfgang, was verbergt Ihr vor mir? Du und Justina, Ihr seid beide gedrückt; ich merke es wohl, so sehr Ihr Euch auch bemüht, heiter zu scheinen. Was es auch sein möge, offenbart mir Euern Kummer."



Antrieb des Schlachtviehs auf einem großen amerikanischen Viehhof.

gang auf, vor ihr seinen unruhevollen Schritt hemmend. „Zarwohl, ein Fälscher! Aber glaubt Ihr, ich könnte meiner Mutter Sohn ins Buchthaus schicken? Warum kam Pauli nicht selber?"

„Ach, er schämte sich zu sehr, und dann — dann hoffte er, Ihr würdet meinen Bitten nicht widerstehen. Ihr seid ja auch einer von denen, die eine Frau nicht leiden sehen können — so ein guter . . . Weibermann."

Wolfgang lachte fast wild, unheimlich auf.

„So hat er das getuht, der Bruder, und

So sprach am folgenden Morgen Mutter Amalia zu ihrem Sohne, der so blaß und übermächtig aussah, da er ihr den Morgengruß entbot. Die seitwärts am Fenster sitzende Schwiegertochter wandte ihr Antlitz dem letzteren zu, denn die heißen Tränen stürzten in ihre Augen, und Wolfgang hatte ihr verboten, der Mutter etwas zu verraten.

Jetzt war das traurige Geständnis nicht mehr zu vermeiden. Das scharfe Mutterauge hatte gut in seinen Zügen lesen gelernt. Und ohnehin — es war wohl besser, sie erfuhr gleich alles, da doch die nächste Zeit der alten Frau traurige Dinge bringen mußte. Es war für sie wohl besser, wenn sie das Unglück, das die Familie betroffen, gleich in seinem ganzen Umfange erfuhr. Wer weiß, vielleicht ertrug sie es leichter, als er zu hoffen wagte — sie war stets ein tapferes, mutiges Weib gewesen. Und endlich — er, der starke Mann, er sehnte sich, sein schweres Leid der Mutter zu klagen. Ach, sie war ja die einzige, die ihn verstand, die ihn kannte in all seiner Schwäche und seiner Kraft, die seinen Wert und Unwert zu schätzen wußte. Ein so heißes Weh quälte ihn, eine dumpfe Angst war in ihm, und wie eine sternlose Nacht oder ein uferloses Meer schien ihm die dunkle Zukunft anzustarren. Ehre, Heimat, Hab und Gut und das geträumte Liebesglück dazu — alles lag in Scherben hinter ihm. Nur das Mutterherz, das treue, starke, goldene blieb ihm.

Und stark und treu erwies es sich. Keinen Jammer und keinen Vorwurf! „Nehmt's nicht zu schwer, Kinder. Es geht ja nur um tote Güter. Was geschehen, ist nicht zu ändern. Wir werden entsagen lernen. Meine Lebensstunden sind gezählt, und ein Stücklein Brot zu reichen seid Ihr immer noch reich genug. Ihr, Ihr seid ja noch jung und stark, und die Welt ist weit, und überall findet der Fleißige sein Auskommen. Also faßt Euch in Ruhe und Geduld und tut, was die Pflicht Euch gebietet. Da zeigt sich wohl immer wieder ein Pfad, den Ihr wandeln könnt, und schließlich bricht ein Tag an, da Ihr leichten Herzens auf diese schwere Zeit zurückblickt.“

Selbsteuchtend fiel ein Sonnenstrahl durchs Fenster, wob einen Glorienschein um das schöne, alte Frauenhaupt, glitt freundlich über die graubollen Büge Wolfgangs und Justine's. Und Erregung kehrte in die kummerbelasteten Seelen. Die quälendste aller Sorgen war ja für Wolfgang gehoben — die Mutter ertrug das Unglück mit Starksinn.

Nicht immer jedoch war Frau Amalia so heiteren Mutes, wie sie sich ihrer Schwiegertochter und Wolfgang gezeigt hatte. Ihre körperlichen Leiden gesellten sich zum seelischen und drückten ihren Geist danieder. Da war es denn ihr treues Männeli, das mit warmem Troste die Gebeugte aufzurichten wußte. „Es muß und wird noch gut kommen.“ pflegte sie voll Zuversicht zu sagen.

„Wie Du zu reden weißt,“ erwiderte, wohl unter Tränen lächelnd, Frau Amalia. Sie vermochte zwar das Vertrauen des Mädchens nicht ganz zu teilen; sie hatte zu viel Ungemach erlebt, zu oft gesehen, wie die rechten Leute unterlagen und die schlechten triumphierten. Allein es tat ihr wohl, ihren Sohn so aufrichtig loben zu hören, und etwas von der heiteren Zuversicht des Mädchens teilte sich auch ihr mit, obwohl sie nicht einfaß, von wannen ihrem Sohne Hilfe kommen sollte. Wer würde und könnte ihm auch noch auf seinen verschuldeten Hof ein solches Geld leihen? Pauli und seiner Familie blieb wenigstens das kleine mütterliche Erbe, mit dem sie sich eine neue Existenz gründen mochten. Justine hatte es Wolfgang angeboten — dieser aber es entschieden abgelehnt. So — ja so gut war er, ihr Lieblingssohn, für den sie einen Stern vom Himmel hätte holen mögen.

„Das Männeli soll so bald wie möglich auf den Hochstuhl kommen.“ Der Aderbub vom Hochstuhl war mit diesem Auftrage eingetroffen. Ob's etwa mit Meß schlimmer geworden, fragte ihn Männeli. „Weiß nicht,“ hatte der Herr geantwortet. „So einer stirbt nicht gleich.“ Der Bub ging und ließ das Mädchen mit seinen Gedanken allein.

Was mochten sie nur haben, die Thrigen? Sie mußten doch wissen, wie sehr sie ans Haus gebunden war. Allerdings war droben auch ein Schwerekranker, allein dort fehlte es nicht an genügender Aushilfe. Die Mutter wenigstens hatte sonst immer wohl Zeit gefunden, herzukommen. — Ohne Zweifel wußte man zu Hause von dem Verhängnis, das Wolfgang ereilt, und man zog sich deshalb von ihm zurück. Sie empfand ein Gefühl der Kränkung. Waren die Thrigen so erbärmlich? Und Seng? — Eine Sturmflut von Empfindungen durchjagte ihr Herz. Wie herb für sie die Gewißheit war, daß Wolfgang die Schwester zum Weibe begehrte — kein Zürnen war in ihr. Es war ja so natürlich, daß Wolfgang die Schwester begehrte. Sie war ja so schön, so schön, auch jetzt noch. Erschüttert hatte sie die Kunde vom Unglück Meß's. Ach, es war so traurig, daß die beiden sich über zwei Gräbern die Hände reichen sollten. Die Worte Heiris, des Aderbuben, erweckten daher eine gewisse Freude in ihrer Brust. Nur nicht sterben, keine Opfer, keine Toten! Mochte es sonst wie immer gehen.

Als Männeli abends, nachdem sie zu Hause die Arbeit getan, nach dem Hochstuhl kam, traf sie Seng und die Mutter allein in der Stube. Rosi, die Schwester, war bei dem Kranken. Männeli sah, das Gesicht der Seng war schmaler und blässer geworden, dunkle Ringe umschatteten die Augen. Herzlich grüßte sie die Schwester: „Gast's strenge, hast Kummer, bist müde?“ fragte sie.

„Müde ja wohl,“ erwiderte Seng; doch ehe sie etwas hinzufügen konnte, warf die Mutter mit unerkennbar herbem Tone die Frage dazwischen: „Was machen sie jetzt, die Müllers? Ist es wahr, daß es den Wolfgang auch bodigt? Wie kam doch das?“

Blässe und Röte jagten sich auf Männelis Antlitz. „Nun,“ sagte sie, „es sind eben Brüder, Pauli hatte Unglück, war wohl auch seiner Aufgabe zu wenig gewachsen, und Wolfgang, der wollte ihm halt helfen. Sie sind Brüder, einer steht und fällt mit dem andern.“

„Dummheiten das!“ rief Frau Elisabeth. „Was nützt das, daß der Wolfgang sich aufopfert? Der Pauli war ja lange ein großer Herr, ohne daß der Bruder was davon hatte.“

Männeli schwieg. Wie würde die Mutter erst schmälern, wenn sie den wirklichen Sachverhalt wüßte? Bei ihr gab's kein Erbarmen für den Fälscher.

„Nun,“ begann Männeli, ob der Kälte der Thrigen ungehalten, „ich denke, es ist bald entschieden, ob wir Wolfgang helfen wollen oder nicht. Er war unser Vormund und hat allzeit sein Möglichstes zu unserm Wohl getan, und vieles haben wir ihm zu verdanken. Sechstausend Franken bringen uns nicht um, und verloren sind sie auch nicht. Wolfgang ist so tüchtig wie redlich. Namentlich Du, Seng, wirst Dir die Ehre nicht nehmen lassen, ihm zu helfen. Du, die sein Weib werden wird.“

Seng saß auf dem schmalen Sofa beim Ofen, hatte beide Hände hinter sich an den Ofen gelegt, als friere sie. Bei den Worten der jungen Schwester hatte sich ihr Antlitz verfinstert. Es arbeitete in ihren Zügen; zuletzt war's harter Troß, der den schmalen Mund verzerrte. Sie sagte: „Nun ja, wenn er's selber ausgeplaudert, brauch ich vor Euch nicht zu schweigen. Es war etwas zwischen uns, ich hab ihn immer gern gehabt, von jeher. Schlechtes begingen wir nie. Aber wenn er sich derart mit Pauli einließ, so

ist das freilich dumm; ich kann da nicht helfen, der Meß lebt noch, und er allein kann mit meinem Vermögen schalten.“

„Das ist nicht wahr,“ rief Männeli, „Du bist Herrin über Dein Eigentum! Doch ich will weder Dich, noch die Mutter nötigen; ich meine nur, mit Euch zu beraten und mit Euerem Einverständnis zu tun, was ich schließlich allein zu tun vermag.“

Groß schaute Frau Elisabeth auf ihre Jüngste. Sollte die . . . ? Wah, sie war ja stets so. Immer nur geben, helfen! Jetzt aber wollte sie schon „davor“ sein. Vorkäuflich schwieg sie; es wunderte sie, was Seng noch sagen würde. Diese ließ einen forschenden Blick zu Männeli hingleiten und zuckte die Achseln. „Ja, ich will doch nicht, daß die Leute behaupten dürfen, ich hätte noch bei Lebzeiten meines Mannes mit Wolfgang verkehrt und ihm heimlich Geld vorgestreckt,“ entgegnete sie. „Wolfgang weiß wohl, daß ich meinen guten Ruf als Frau gewahrt wissen will. Zudem hat er noch keine Silbe zu mir geäußert. Stellt er sich ein und bittet er mich um das Darlehen, offen und gerade — dann läßt sich die Sache ja näher ansehen.“

„Und ich meine, wenn mein Wort etwas gilt,“ sprach jetzt Frau Elisabeth, „so hört das Zeug mit Wolfgang und Seng jetzt bald einmal auf. Aber natürlich, meine Kinder hören nicht auf mich. Du, Männli, wirst es auch wohl treiben, wie die Großen es trieben, mir zuleid tun, was Du kannst, und nichts danach fragen. Du bist gar nicht mehr ein gutes Kind, seit Du um die Müllersleute bist. Ein Kreuz und Glend ist's.“

Sie war aufgestanden und hinausgegangen. Dem armen Männeli waren ob diesem Gepolter die Tränen in die Augen getreten.

„Sei doch kein Kind,“ begann nun Seng freundlich. „Du brauchst der Mutter Reden doch nicht so wörtlich zu nehmen. Sie meint es nicht so schlimm. Komm, setz Dich einen Augenblick zu mir. Rosi wird zu Meß schauen. Sieh, ich hab ja den Wolfgang schon lieb, und einmal werd ich gewiß sein Weib. Aber jetzt heißt es den Kopf aufrecht halten! Warum auch war er so lässig gegenüber Pauli? Ja, nun ist es doppelt am Plage, daß ich gut zu meiner Sach schau und ihm beweise, daß ich den Wert des Geldes zu schätzen weiß.“

Männeli saß stille da. Ihre traumberfundenen Blicke ruhten weitab auf den purpurumfäumten Wölkchen des Abendhimmels.

Wolfgang stand zwischen seinen drei Knechten auf dem „Bladenfels“, eifrig mit Kartoffelsteden beschäftigt. Obwohl der trübe Gedanke daß er wohl nicht mehr ernten werde, was er säe, sondern für andre arbeite, ihn keinen Moment verließ und der Anblick der blühenden Obstbäume, der üppig sprossenden Wiesen ihr mit Wehmut erfüllte, so weilte er doch gerade jetzt mit Vorliebe in der freien Welt. Die gewohnten fleißigen Gantierungen boten ihm die beste Zerstreuung.

Da, auf einmal — die Männer waren kaum eine halbe Stunde tätig — kam Männeli eilig daher und rief Wolfgang schon von weitem zu er möge sogleich nach Hause kehren. Wolfgang schlug seine Hacke ein und ging zum Mädchen hin, das mit bekümmertem Miene berichtete, der Küngelbälzel und der Pfandschäker seien daheim und hätten nach ihm gefragt. —

Es war wirklich so. Die Betreibung war so weit vorgerückt, daß die Pfändung vorgenommen werden mußte.

„Schönes Vieh, schönes Pferd,“ sagte Bälzel in schwach verhehlter Schadenfreude. „Man merkt, daß da gut gefüttert wird! Wär schad, wenn es an der Auktion nicht viel gelten sollte. Allerdings hat das häuerliche „Publikum“ im Frühjahr meistens noch wenig Bargeld in der Tasche, und es könnte schon sein, daß dieser Umstand auf die Preise drücken würde.“

„Wolfgang, wollt Ihr so gut sein und die Namen der Tiere angeben,“ bemerkte der Pfandschäfer, ein Mann mit einem wahren Armsündergesicht. Vom Stalle ging's nach den übrigen Wirtschaftsgebäuden, zuletzt ins Wohnhaus. Mit Mühe nur gelang es, die Mutter vor dem peinlichen Besuche zu schützen. Es könnte allerdings wegen Nichtaufschreibens allfällig lururiöser Krankennobilien reklamiert werden, und er möchte sich diesem Verdachte nicht aussetzen, meinte der Präsident. Wolfgang jedoch erwiderte bestimmt, in der Mutter Stube trete niemand ein. Seine Knechte würden gleich da sein, und vorläufig stünden sie noch unter ihm.

Das war deutlich gesprochen, und ebenso deutlich war das Winken der dunkeln Augen im blassen Gesicht.

Endlich war die schwere Stunde vorbei, und Wolfgang trat aufatmend ins Freie. Eben erschienen die Knechte zum Abendbrot. Er brachte es nicht über sich, jetzt zu ihnen zu gehen; am Abend wollte er ihnen allen, auch Männlein, eröffnen, er sei genötigt, ihnen den Dienst zu kündigen; sie möchten sich anderswo umsehen. Ziellos schritt er über den Hofplatz nach der Stallung. Ein dumpfer Druck lastete auf ihm, eine tief im Grunde seines Innern wühlende Verzweiflung über die Wehrlosigkeit, mit der er die ihm widerfahrende Schmach zu dulden gezwungen war.

Er war im Stalle angelangt. Da standen in Reihen die stattlichen Kühe und Rinder, sein Stolz, sein Reichthum, seine Freude. Sie kannten ihren Herrn, und manch eines wandte den Kopf mit den treuherzigen Augen nach ihm und heischte mit leisem Mauh eine Liebkosung. Er setzte sich auf ein Bänkchen dicht neben die Strippe eines Schafes. Das zutrauliche Tier schnupperte schmeichelnd an seiner Koppe. „Was willst, Braune?“ murmelte er, „bekommst einen andern Meister, wie die andern auch . . .“

Es würgte ihn in der Kehle, und glühende Tränen quollen aus dem heißen Meere seines Jammers empor. „Alles, alles verliere ich, Ehre, Liebe, Heimat. Und Du, meine arme, arme Mutter! Auf den Händen wollt ich Dich tragen, und nun — schlagen sie mir diese Hände ab. In Schande und Armut wirst Du Deine Söhne sehen und in Armut und Dunkelheit sterben. Du, die so gut war!“ (Fortsetzung folgt.)

von denen er im März die ersten in seiner Schrift „Sidereus Nuncius“ (Der Sternenvote) seinen Zeitgenossen bekanntmachte. Es gewährt einen besonderen Reiz, in dieser alten Schrift den unmittelbaren Eindruck des ersten Menschen zu lesen, der die Weltkörper mit einem Fernrohr in ihrem ganz neuen, eigentlichen Wesen erblickte. Er spielt sich nicht in dichterischen, bewundernden Ausrufen auf; er ist kämpfer für eine neue Lehre, und teilt seine Erfahrungen einfach als schlagende Argumente mit, die den Gegner vernichten. Zuerst betrachtete er natürlich den Mond. „Aus diesen öfters wiederholten Beobachtungen haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß wir sicher wahrnehmen, daß die Oberfläche des Mondes nicht glatt, gleichmäßig und von vollkommener Stugelgestalt ist, wie die große Masse der Philosophen über ihn und über die übrigen Himmelskörper denken, sondern im Gegentheil ungleichmäßig, rauh, mit Höhlen und Hügelu bedeckt, genau so wie das Antlitz der Erde selbst, das durch die Klüften der Berge und die Tiefen der Täler ungleich ist.“

Verbrochen lag ein Weiser des stolzen Baues des aristotelischen Weltsystems: die Anschauung, daß alle Himmelskörper aus reinem, makellosen, feurigem Aether bestanden. Am Himmel kreifte und bewegte sich eine dunkle massige Kugel, mit Bergen und Tälern bedeckt, ganz ein zweiter Erdkörper, und dennoch unseren Augen als eine glänzende Himmelsleuchte erscheinend, dennoch eine Kreisbahn durch den Himmelsraum beschreibend! Die alte Lehre des Gegensatzes zwischen dem vollkommenen Himmel mit seinen ewigen Kreisbahnen und der unvollkommenen, vergänglichen Erdenmaterie, versank. Die neue Astronomie, die die wirkliche Natur der Himmelskörper, als materieller Dinge, untersucht, stieg empor. Galilei sah, wie die Grenzlinie zwischen dem hellen und dem dunklen Teil des Mondes unregelmäßig zackig und bucktig ist; im dunklen Teil zeigten sich dicht an der Grenze kleine Lichtflecke, die er sofort für Bergspitzen erklärte, die schon von der Sonne beleuchtet wurden, während die umgebenden Ebenen noch in dem nächtlichen Schatten lagen. Er bestimmte die Höhe einiger dieser Berge auf vier italienische Meilen; da die Berge der Erde kaum höher als eine Meile sind, „ergibt sich also klar, daß die Erhebungen auf dem Monde höher sind als die irdischen“.

Dann betrachtete er die Sterne. „Die Sterne, sowohl die festen, wie die wandernden, erscheinen, wenn wir sie mit dem Fernrohr betrachten, gar nicht in demselben Verhältnis vergrößert, als die anderen Körper und der Mond zunehmen; sondern in den Sternen scheint die Vergrößerung viel geringer, so daß in einem Fernrohr, das die übrigen Gegenstände z. B. um das Hundertfache*) zu vergrößern imstande ist, die Sterne nur um das Vier- und Fünffache vergrößert wiedergibt.“ Die Ursache dafür suchte er ganz richtig darin, daß die Sterne dem bloßen Auge viel zu groß erscheinen, weil sie von einem Strahlenkranz umgeben sind, der im Fernrohr verschwindet. Dabei verhalten sich Planeten und Fixsterne verschieden: „Die Planeten erscheinen wie genau runde, kreisförmige Kugeln, gleichsam wie kleine Monde, die ganz von Licht getränkt sind. Die Fixsterne erscheinen nie kreisförmig begrenzt, sondern mit zitternden blinkenden Strahlen umgeben; sie erscheinen im Fernrohr in derselben Weise wie dem freien Auge, nur soviel glänzender, daß die kleinsten sichtbaren Sterne dem Hundstern gleichzukommen scheinen.“

Hier ergab sich also, daß die Wandersterne,

*) Das heißt, die Flächen werden hundertmal vergrößert; wir nennen das eine zehnmahlige Vergrößerung aller Dimensionen.

die für das bloße Auge nur durch ihre Bewegung von den Fixsternen zu unterscheiden sind, in Wirklichkeit ganz anderer Natur sind. Sie sehen im Fernrohr wie mattleuchtende Scheiben, „wie kleine Monde“, aus, während die Fixsterne funkelnde Sterne bleiben. Sehen sie aber wie Monde aus, so liegt der Schluß auf der Hand, daß sie mit noch besseren Fernrohren betrachtet, denselben Charakter wie der Mond aufweisen, und auch von der Sonne beleuchtete Weltkörper sind. Das blieb vorläufig nur erst eine bloße Schlußfolgerung. Die Beobachtung ging zuerst einen anderen Weg.

Am 7. Januar 1610 richtete Galilei sein Fernrohr auf den Jupiter. Da sah er drei kleine Sternchen neben ihm, links und rechts. Am nächsten Tag standen sie in anderen Stellungen. Am 13. Januar entdeckte er ein viertes. Sie begleiteten den Jupiter in seinem Lauf am Himmel und schoben sich nur hin und her, zur rechten und zur linken Seite, jeden Tag in anderer Figur. Diese neuen Himmelskörper pendelten abwechselnd links und rechts vom Jupiter, ähnlich wie Merkur und Venus um die Sonne pendeln. Offenbar beschreiben sie Kreisbahnen um den Planeten. Hier zeigte sich klar, daß die Erde unmöglich der Mittelpunkt aller Kreisbewegungen im Weltraum sein konnte; hier sah man deutlich, daß mehrere derartige Mittelpunkte existieren mußten, da jedenfalls der Jupiter ein solcher war und wahrscheinlich die Erde den Mittelpunkt der Mondbahn bildete. Damit fiel wieder ein wichtiger Einwand, die die aristotelischen Philosophen gegen das System des Kopernikus erhoben. Galilei schrieb nach der Mitteilung aller seiner Beobachtungen an diesen Jupitermonden: „Hier haben wir wieder ein vortreffliches und klares Argument, um den Zweifel derjenigen zu widerlegen, die im kopernikanischen System zwar an die Bewegung der Planeten um die Sonne keinen Anstoß nehmen, aber durch den Mond, der um die Erde wälzt, während beide zusammen die jährliche Bahn um die Sonne durchlaufen, so sehr beunruhigt werden, daß sie einen solchen Bau der Welt völlig unmöglich und verwerflich erachten. Denn wir haben jetzt nicht nur einen Planeten, der sich um einen anderen dreht, während beide einen großen Kreis um die Sonne beschreiben, sondern mit den Augen sehen wir vier Sterne vor uns, die ähnlich wie der Mond um die Erde, um Jupiter wandern, während alle zusammen mit Jupiter in 12 Jahren eine große Bahn um die Sonne durchlaufen.“

Das waren die neuen Entdeckungen*), die Galilei in seiner Schrift beschrieb und die bei den Anhängern der neuen Lehre große Begeisterung weckten. „Du hast gefiegt, Galilei,“ rief Kepler, der selbst ein feuriger Kämpfer für das kopernikanische System war. Die regierenden Patrizier Venetiens ließen sich von ihm die neuen Sterne zeigen und überhäufeten ihn mit Ehren; dagegen weigerte sich ein Kollege, der die Philosophie des Aristoteles lehrte und verfocht, auch nur einen Blick durch das Fernrohr zu werfen, denn er sei überzeugt, daß der Teufel ihm dann die neuen Sterne vorgaukeln würde.

Aber damit hörte die Reihe der Entdeckungen nicht auf. In einem Brief, den er am 1. Januar 1611 an Kepler schrieb und der von diesem im Vorwort zu seiner „Optik“ — die erste gründliche Theorie der Wirkung des Fernrohrs — abgedruckt wurde, teilte er seine Beobachtungen der Venus mit: „Sie sollen also wissen, daß ich ungefähr drei Monate nach-

*) Später stellte sich heraus, daß Simon Marius in Anspach schon vor ihm mit einem aus Holland stammenden Fernrohr die Jupitermonde beobachtet. Als er dies nachher in einer Schrift über die Bahnen dieser Monde mitteilte, wurde er von Galilei als Lügner bezeichnet, der ihm die Ehre der Entdeckung rauben wollte.

Eine Umwälzung der Weltanschauung.

Von Anton Pannekoek.

(Schluß.)

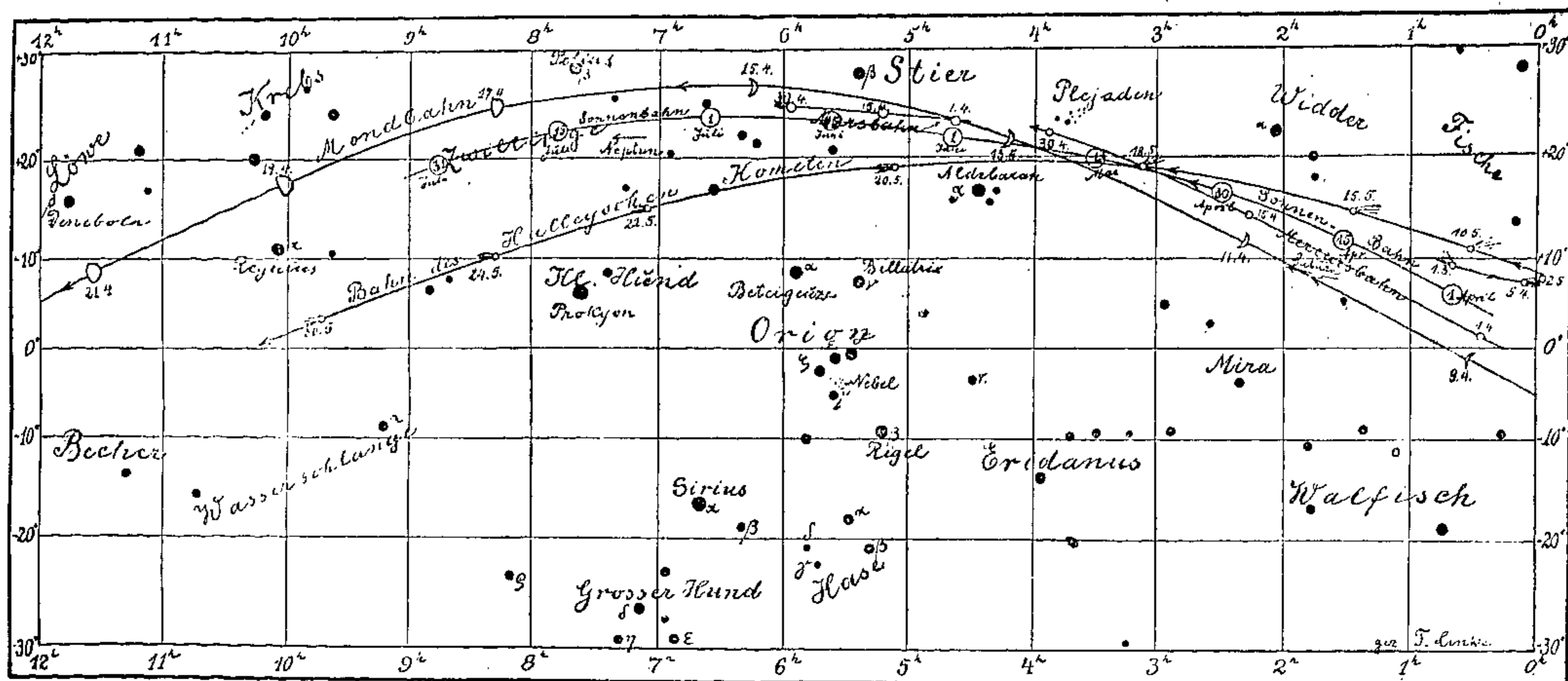
Im Jahre 1608 fand ein Brillenmacher in Middelburg, Hans Lipperhey, daß eine große vergrößernde und eine kleine verkleinernde Linse, zusammen in ein Rohr gesteckt, entfernte Gegenstände vergrößert und ganz nahe zeigten. Auch wird die Geschichte erzählt, daß seine beiden Kinder das zufällig beim Spielen entdeckten. Daß es sich hier aber nicht um einen reinen Zufall handelte, beweist die Tatsache, daß ungefähr gleichzeitig in mehreren holländischen Städten Optiker und Instrumentenmacher auf diese und ähnliche Erfindungen gerieten, so daß lange über die Frage des wirklichen ersten Entdeckers gestritten wurde. Schon im nächsten Jahre verbreitete sich das Instrument in Frankreich, Deutschland und Italien. Galilei, damals Professor in Padua, erzählt, wie er von der Erfindung gerüchtwaise erfuhr und wie es ihm durch Nachdenken und Experimentieren dann gelang, selbst ein Fernrohr anzufertigen; er zeigte es im August 1609 dem Senat in Venedig und erhielt dafür eine Gehaltsaufbesserung. Dann richtete er es bald auf den Himmel. Im Januar 1610, vielleicht schon etwas früher, fing er seine Beobachtungen an; Schlag auf Schlag folgten dann die wunderbaren Entdeckungen,

dem Venus sichtbar geworden, anfangs, sie mit dem Fernrohr eifrig zu betrachten, um mit dem Auge selbst dasjenige wahrzunehmen, worüber ich mit meinem Geiste nicht in Zweifel war. Zuerst erschien dann auch Venus genau und scharfbegrenzt kreisrund, aber sehr klein; diese Gestalt behielt Venus, bis sie sich ihrer größten Abweichung von der Sonne näherte, während zugleich die scheinbare Größe ihrer Figur immerfort wuchs. Dann begann an der Ostseite, die von der Sonne abgewandt war, etwas an der Rundheit zu fehlen, und nach einigen Tagen war die ganze Figur zu einem vollkommenen Halbkreis zusammengezogen; diese Figur dauerte ohne Aenderung oder mit winziger Aenderung, bis sie zu der Sonne zurückzukehren anfang. Jetzt fehlt schon immer mehr an dem Halbkreis und zeigt sie sich mit Hörnern (sichelförmig); und sie wird fortfahren abzunehmen, bis sie verschwindet, wenn sie zu einem sehr schmalen feinen Horn abgenommen haben wird. . . Aus dieser wunderbaren Beobachtung ergibt sich mit größter Sicherheit und den Sinnen selbst erkennbar der Beweis zweier wichtiger Fragen, worüber bis zum heutigen Tag die größten Geister unter sich uneinig sind.

Mit diesen Entdeckungen war die Sache für das kopernikanische System auf einmal völlig anders geworden. Galilei selbst wagte es jetzt zum ersten Male, sich öffentlich als Anhänger dieser Lehre zu bekennen, was er früher, „um nicht der öffentlichen Lächerlichkeit zu verfallen“, sorgsam vermieden hatte. Jetzt ging er mit Feuereifer daran, überall die Wichtigkeit seiner Beobachtungen zu zeigen und damit Anhänger zu gewinnen. Von Florenz, wo er diese Venusbeobachtungen gemacht hatte, machte er im März 1611 einen Abstecher nach Rom, wo er Gelehrten und hohen Würdenträgern der Kirche im Fernrohr die Jupiteratelliten, die Mondberge und die Venusgestalten zeigte, ihnen in beredten Worten seine Ansichten vortrug und von ihnen viele Beweise der Anerkennung erhielt. Jetzt wollte er ein großes Werk mit allen Beweisen für die Wichtigkeit der kopernikanischen Lehre schreiben.

Aber jetzt wurde sich auch die Kirche allmählich der Gefahr bewusst, die hier drohte. Der Umschwung war zu gewaltig. Was früher nur als geistvolle, schöne, mathematische Theorie erschien, das war jetzt tatsächliche Wirklichkeit geworden! Es war natürlich nichts dagegen,

haben. Jetzt, da sie zur handgreiflichen, wirklichen Wahrheit geworden war, mußte die Kirche sie verbieten. Sein persönliches Wohlwollen, das die einflussreichsten Kardinäle persönlich Galilei gegenüber behielten, änderte hieran etwas. Theologische Diskussionen erhoben sich um die Frage des Weltsystems, die Inquisition mußte Stellung nehmen. Galilei selbst eilte nach Rom und suchte zu verhindern, was ihm als eine nicht gutzumachende Dummheit erscheinen mußte. Aber alle Beredsamkeit half nichts; wo das Dogma, die Grundlage der kirchlichen Organisation in Frage kam, zeigten sich seine besten Freunde und die weitblickendsten Gelehrten unter den Kardinälen unerbittlich. Das Heilige Offizium der Inquisition verurteilte die kopernikanische Lehre als ketzerisch und am 5. März 1616 verbot die Indexkongregation das Buch des Kopernikus „bis es verbessert wäre“ und verdamnte alle Schriften, die da lehrten, daß die Bewegung der Erde mit der Heiligen Schrift harmoniere. Die neue Lehre durfte bloß als Hypothese, als Phantasie, als mathematisches Hilfsmittel gelehrt und angewandt werden. Damit glaubte die Kirche den früheren Zustand wiederhergestellt zu haben.



Die Bahnen von Sonne, Mond, Planeten und Halley'schen Kometen am Sternenhimmel.

Die eine ist, daß alle Planeten ihrer Natur nach dunkle Körper sind (denn wir begreifen, daß für Merkur dasselbe zutrifft wie für Venus); die andere, daß absolut notwendig Venus (und auch Merkur) um die Sonne kreist, wie auch alle anderen Planeten: eine Sache, die schon von den Pythagoräern, von Kopernikus, Kepler und mir geglaubt wurde, aber nie sinnfällig bewiesen wurde, wie jetzt bei Venus und Merkur."

In der Tat war, was sein Fernrohr ihm zeigte, genau das, was sich ergeben muß, wenn Venus eine dunkle, um die Sonne kreisende Kugel ist. Wenn sie als Abendstern zuerst erscheint, steht sie weit hinter der Sonne, ist deshalb klein und voll erleuchtet. Entfernt sie sich dann zur linken Seite von der Sonne, so kommt sie uns näher, wird daher größer, während zugleich etwas an der Rundheit zu fehlen anfängt; dies hat Galilei wegen der Kleinheit und des Glanzes der Scheibe erst gesehen, als ein großes Stück fehlte. Bei der größten Abweichung von der Sonne ist sie halb, weil wir sie von der Seite betrachten, und nachher, während sie uns immer näher kommt, tritt sie stets mehr zwischen uns und die Sonne, so daß sie wie eine große Sichel erscheint.

sich einmal vorzustellen, daß die Erde auch in Reich und Glied mit den Planeten ihre Bahn beschrieb; es erleichterte das Verständnis, gerade so wie wir uns jetzt bisweilen vorstellen, daß wir eine Reise durch den Weltraum machen und dem Monde einen Besuch abstatten. Aber daß dies Wirklichkeit sein sollte, anstatt Vorstellung, wozu ein unendlicher Sprung liegt dazwischen! Jetzt war es nicht mehr ein kühner, ja unfassbarer Gedanke, jetzt sah man es tatsächlich vor sich, mit den leiblichen Augen, daß, was uns als strahlende Lichtscheibe erscheint, eine zweite mit Bergen bedeckte Erde ist, daß dort, wo der frühere Schein wandernde Sterne erblicken ließ, dunkle Erdenkugeln durch den Raum rollen. Das Fernrohr zeigte als unzweifelbare nackte Tatsache, was bisher nur als eine theoretische Phantasie gegolten hatte. Und diese Tatsache brachte von selbst als notwendige Konsequenzen die neue Weltanschauung mit sich, wegen welcher Giordano Bruno ein Jahrzehnt vorher verbrannt worden war!

Die Kirche mußte einschreiten. Solange die neue Lehre eine unglaubliche Theorie gewesen war, um die man verlacht wurde, war sie ungefährlich gewesen, und wissenschaftlich gebildete Kirchenfürsten konnten Freude an ihr

Man hat bisweilen, namentlich von katholischer Seite, versucht, dieses Verbot als einen zufälligen Ausfluß persönlicher Streitereien zwischen Galilei und einigen Jesuiten hinzustellen. Dies ist genau so falsch wie die entgegengesetzte Auffassung der bürgerlichen Aufklärung, daß das Verbot wissenschaftlicher Wahrheiten immer notwendig zur Taktik der Kirche gehöre. Die Blödsichtigkeit des Sieges der neuen Lehre reizte hier zu einer nervösen Reaktion, während bei einer langsameren Entwicklung die kluge Vorsicht wahrscheinlich das Feld behauptet hätte.

Es war der ohnmächtige Versuch einer reaktionären Herrscherklasse, unter dem Eindruck des ersten Schreckens den Fortschritt einer ihr unbequemen Wissenschaft gewaltsam zu hemmen. Gerade die Tatsache, daß dieses Verbot erst 1616 kam, 70 Jahre nach dem Erscheinen der Schrift von Kopernikus, beweist, daß erst damals die neue Lehre eine praktische Bedeutung bekam. Von den Entdeckungen Galileis im Jahre 1610 ab datiert ihr Siegeszug; und im 18. Jahrhundert mußte auf das Drängen vieler katholischer Astronomen das vorschnell erlassene Verbot außer Wirkung gestellt werden. Erst 1822 wurde es formell auf-

gehoben und die Schriften des Kopernikus und Galilei sind von dem Index verbotener Bücher verschwunden. Die Kirche hatte inzwischen bemerkt, daß sie an der Naturwissenschaft nicht stirbt, und daß sie sich gerade durch ihre Beteiligung an dieser Wissenschaft einen festeren Boden im Bereiche der besitzenden Klassen sichert.



Amerikanische Fleischproduktion.

Von Arthur Haar.

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind bekanntlich das Vaterland der Trusts. Der Produktionsprozeß entwickelt sich dort in fast allen Industrien in einer so großartigen Weise, daß die Vertrustung sich schließlich als das notwendige Resultat der stetig vorwärts treibenden wirtschaftlichen Kräfte und ihrer Entfaltung ergibt.

Die Macht dieser Trusts bleibt nicht auf den amerikanischen Kontinent beschränkt. Die Trusts suchen überall ihren Einfluß auszuüben, wo es Konsumenten für die Trustprodukte gibt



Die Kludersellen werden mittels einer Bürste gewaschen, durch die ständig ein Wasserstrom fließt.

oder wo Rohstoffe für die Produktion zu gewinnen sind. Den Amerikanern ist oft schon lange geworden vor ihren Trusts; sie haben Antitrustgesetze erlassen, die aber wirkungslos geblieben sind und gegen die Macht der Trusts nichts ausrichten konnten. Ein ganzes Geschlecht von diesen gefürchteten Riesen wächst heran; man zählt schon über 400, und jeder vereinigt die maßgebenden großen Firmen einer Industrie.

Unter den jüngsten finden wir sogar einen Trust in Flugmaschinen. Die älteren gedeihen alle gut und fühlen ihre Kräfte wachsen, und die jüngeren Riesen nehmen sich ein Muster an den alten, wie zum Beispiel an dem Oeltrust, dem Stahltrust, dem Tabaktrust, dem Whiskytrust, dem Zuckertrust, dem Fleischtrust.



Röhraum.

Ueber den amerikanischen Fleischtrust ist vor einigen Jahren, 1906, sehr viel Ungünstiges in der Presse aller Länder berichtet worden. So schwere Anklagen wurden erhoben, daß der Trust hätte zusammenbrechen müssen, wenn er nicht auf einer so unerschütterlich festen wirtschaftlichen Unterlage ruhen würde, wenn er nicht so riesenstark wäre. Er überdauerte den furchtbaren Sturm, der seinen ganzen Welthandel, wie auch den Handel im eigenen Lande zu vernichten drohte.

Der Sturm wurde entfesselt durch den bekannten Roman von Upton Sinclair, „The Jungle“ („Der Sumpf“), der eine so gewaltige Wirkung nur dadurch auslösen konnte, daß er Trustgeheimnisse enthüllte und Wahrheiten rücksichtslos aufdeckte, die Schrecken und Entsetzen unter den Konsumenten der Trustprodukte verbreiteten. Der Roman spielte in den Viehhöfen von Chicago, die einen Welttruf besitzen. Die Anlage für den Schlachtbetrieb und was dazu gehört, bedeckt allein 500 Morgen Landes. Dort hat der amerikanische Fleischtrust seinen Hauptsitz. Sinclair beleuchtete nun die profitwollige Art, in der die Produktion daselbst vor sich ging. Er zeigte, in welcher Gefahr das Publikum sich befindet, daß die dort hergestellten Waren konsumiert; er schilderte, wie rücksichtslos die Ausbeutung der 30 000 Arbeiter betrieben wird, die den Großkapitalisten in der Fleischproduktion ausgeliefert sind.

Das Publikum schauderte. Man konnte nicht wissen, ob man sich nicht vergiftete, denn man hörte, daß in Chicago auch viele kranke Tiere geschlachtet würden. Man ekelte sich, denn es hieß, daß verdorbenes, stinkendes Fleisch zur Verarbeitung käme. Allerlei unappetitliche Dinge gelangten ans Tageslicht. Es war sicher, daß es an Aufsicht fehlte wie an Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit. Die behördliche Fleischinspektion bot keine Garantie, denn sie sollte sehr mangelhaft sein und sehr viel zu wünschen übrig lassen. Die öffentliche Meinung erhob sich mit Macht in den Vereinigten Staaten und forderte

schnellige Abhilfe, strenge Untersuchung, energisches Einschreiten. Die wenigsten dachten an die furchtbare Ausbeutung und unbedingte Abhängigkeit der Arbeiter in der Schlachthäuserstadt und an den ursächlichen Zusammenhang der Lage der Arbeiter mit den kritisierten Verhältnissen. Man wollte überhaupt die tiefer liegenden Gründe nicht sehen, man begnügte sich mit den Erscheinungen an der Oberfläche, die waren ja schlimm genug.

In allen Ländern, wohin der Trust exportierte, war man entriistet, man schenkte überall vor amerikanischem Fleisch zurück und zeterte eine Zeitlang fürchterlich über die Praktiken der Amerikaner. Heute sitzt der Fleischtrust wieder fest im Sattel, und er verkauft aller Welt seine Produkte und alle Welt tröstet sich, daß es wahrscheinlich nicht mehr so schlimm sein werde wie ehemals. Von den „Geheimnissen des Wurstfessels“ hört man übrigens im eigenen



Waschen der Eingeweide.

Dande oft genug schauerliche Dinge, die von den Amerikanern wohl kaum übertroffen werden können. Was hat unser „Zentralverband der Fleischer“ (gesellen) schon manchmal aufgedeckt. Oder man denke an die Zustände in vielen Wädereien, die der „Zentralverband der Wäder“ (gesellen) von Zeit zu Zeit enthüllt. Das Publikum stußt, entsetzt sich wohl auch, aber es läßt sich leicht beruhigen, es hascht nach jedem Trostgrund, besonders aber dann, wenn es aufgefördert wird, zu einer Besserung der Verhältnisse sein Teil beizutragen. Das ist ihm un bequem, unter Umständen sogar bedenklich, und gern vergißt es wieder, was ihm offenbart wurde und traut leicht allen Versprechungen, daß „alles anders“ geworden sei.

So hat man auch dem amerikanischen Fleischtrust schnell seine Sünden wieder vergeben, um so mehr, als der Trust mit großer Energie allerlei Abwehrmaßnahmen ergriff, um den Angriffen zu begegnen. Mit den schönsten Versprechungen und Versicherungen sparte er nicht; die Reklame wurde eifriger betrieben als je. Er lud Vertreter von großen Londoner Zeitungen ein und erbot sich alle Kosten zu tragen, damit die Zeitungsleute nach Chicago kommen und sich überzeugen sollten, daß die Schilderungen Sinclair's übertrieben seien oder daß sich mindestens die Zustände sehr gebessert hätten. Der Trust wies mit Stolz auf die Großartigkeit des Schlachtbetriebes in Chicago hin, wie sie nirgends in der Welt übertroffen wird. Das mußte man wohl anerkennen. Dieser Betrieb könnte unter anderen Verhältnissen wohl eine genügende Garantie bilden, daß den Fleischkonsumenten nur gute Ware geliefert wird. In der kapitalistischen Produktion ist aber das Verlangen nach Profit überall das maßgebende und alles durchdringende Element und darin liegt auch hier die Ursache der gerügten schweren Schäden. Wo die Profitgier unumschränkt herrschen kann, da setzt sie alle Rücksichten beiseite und kennt keine Schonung. Sie läßt sich vorübergehend eindämmen, bricht aber stets wieder durch, wo sie es ungestraft tun kann.

Es wird interessant sein, die Großproduktion des Fleischtrusts ein wenig näher kennen zu lernen. Wir wollen nicht hinter die Kulissen schauen, sondern nur betrachten, was auf der großen Bühne vor sich geht. Was uns da gezeigt wird, ist sehr lehrreich, weil es uns ein Bild gibt von dem, was wir mindestens heute beanspruchen könnten, wenn es sich bei dem Unternehmen nicht um ein großes Geldgeschäft, sondern allein um die Versorgung von Fleischmärkten der Welt von einer großen Zentralfabrik aus handeln würde.

Ueberrächtigend ist diese Massenproduktion von Fleisch in der großen Trustwerkstatt bei Chicago. Interessant, aber auch furchtbar zugleich ist es, diesem ungeheuren Blutvergießen zuzuschauen, das Geschrei der dem Tode geweihten Opfer zu hören, die hier fast unaufhörlich fallen.

Etwa 20 000 bis 30 000 Schweine müssen jeden Tag ihr Leben lassen. Ruhig und ahnungslos — so scheint es wenigstens — trotten sie dahin, einen Weg hinauf nach der Schlachthalle. Da werden sie plötzlich gepackt und loszusagen gerädert, dann gebrüht, geteilt, zerfchnitten und zerhackt, bis sie endlich, fertig als Schweinebraten, als Schinken, Speck oder Schmalz, als Eisbein, als Rökelfleisch oder als Würste aller Art ihre mannigfaltige Bestimmung erfüllen.

Eine entsetzliche Ueberraschung ist es freilich für die Tiere, und das Geschrei ist fürchterlich, wenn sie plötzlich von einer Kette, die an ihrem Hinterbein befestigt ist, in die Höhe gerissen werden und an einem Rade hängen, dem Messer des Schlächters preisgegeben. Wie sich das Rad dreht, werden die Kehlen durchschnitten, schnell

und geschickt. Wer viel zappelt, hat den Schaden davon; es geht immer der Reihe nach, eins nach dem anderen. Nach dieser Prozedur verschwinden sie dann für kurze Zeit in einem Kessel mit kochendem Wasser, und nun gelangen sie immer weiter hinein in eine Maschinerie, die zeitweise aus lauter Menschenarmen besteht, und diese Menschenarme arbeiten ebenso ruhig und erakt wie Teile einer Maschine. Nachdem der Schweinekörper abgebrüht ist, passiert er zunächst ein Räderwerk mit lauter blinkenden Messern, die ihn seiner Borsten berauben, und glatt und rund kommt er da heraus. Nun geht es in großer Geschwindigkeit weiter, zwischen einer langen Reihe von Arbeitern, die man bis zum Ende der weit ausgedehnten Schlachthalle verfolgen kann, wie sie in bestimmten Abständen voneinander sitzen oder stehen und eine emsige Tätigkeit an den immer neu herankommenden Schweinen entfalten. Jeder Arbeiter hat eine vorgeschriebene Aufgabe zu erfüllen. Ein langer Schnitt, zwei kurze Schnitte, das Durchsägen eines Knochens, das Abtrennen des Kopfes, das Herausziehen der Eingeweide, das Waschen von einzelnen Teilen, hier nur ein Schaben oder ein Kraben, dort ein Lochen, ein Freilegen von Teilen, ein Bereitmachen für den nächsten Arbeiter, — immer wiederholt ein Mann dieselbe Arbeit an immer neuen Schweinen, den ganzen Tag und jeden Tag und jede Woche.

Am Ende der langen Arbeiterreihe sieht man die so weit hergerichteten Schweine mit offenen Leibern hängen, sauber gepuzt, ausge nommen, blank und appetitlich — trotz alledem.

Dann werden sie in die Eiskellereien der Kühlhäuser gebracht, wo sie einen Tag bleiben müssen und vor Kälte hart und steif werden.

Vorher aber unterliegen sie der Untersuchung durch einen Inspektor, den die Regierung hierher gestellt hat, um jedes kranke Schwein anzuhalten. Wir wollen nicht prüfen, ob er diese Pflicht stets gewissenhaft erfüllt, oder ob die Arbeit sich bei ihm zu sehr häuft, um jedem einzelnen Tiere die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Wir wollen nur zeigen, daß hier eine Stelle eingerichtet ist oder sein könnte, um kranke Tiere von der weiteren Verarbeitung für den Konsum zurückzuhalten. Geschicht das nicht, so sind nicht unvermeidliche Mängel in der Herstellungsweise, sondern andere Gründe dafür maßgebend, die bereits Erwähnung gefunden haben.

Nachdem die Schweinekörper die Eiskellereien verlassen haben, werden sie erst kunstgerecht in Teile zerlegt, die dann weiter bearbeitet und für den Vertrieb oder Versand fertig gemacht werden. Da gibt es noch viel zu tun; die Verwandlungen, die das Schwein durchmachen muß, sind noch lange nicht zu Ende. Die einzelnen Teile wandern weiter, sie verschwinden plötzlich durch große Oeffnungen im Fußboden der einen Arbeitshalle und sammeln sich zu Tausenden in anderen Räumen, um dort einer speziellen Behandlung unterzogen zu werden. Hier wird für die Rauchkammern gearbeitet, da geht es nach der Rökelfabrik; in einer anderen Halle sieht man nur die Pantierung von Eingeweiden. Man wird erdrückt von der Massigkeit in diesem Produktionsprozeß, man kann das einzelne gar nicht mehr genau verfolgen. Ueberall sind zahlreiche fleißige Hände in Bewegung, viele unsichtbare Kräfte scheinen zu helfen, die unaufhörlich neues Material heranziehen und den Arbeitenden keinen Augenblick Ruhe gönnen. Ein buntes Leben herrscht auch in den Verpackungsräumen, von wo aus alles endlich in Büchsen, in Fässern und Kisten wohlverpackt oder in Säcken eingenäht, wie die Schinken und Speckseiten, auf die bereitstehenden Wagen der Eisenbahn geladen wird.

So werden in Chicago acht bis neun Millionen Schweine pro Jahr für den Konsum

fertiggestellt und auf den Markt gebracht — eine ungeheure Zahl.

Und dazu kommen vier Millionen Schafe und drei Millionen Rinder pro Jahr. Zu Vieh wie auch für Getreide ist Chicago ein Zentralpunkt im Welthandel, von dem zahlreiche Märkte im Inlande wie im Auslande abhängig sind. Unter dem Schlachtvieh sind die Schweine an Zahl bei weitem überwiegend, und massenhaft wird exportiert, was vom Schweine gewonnen wird. Für das Rindvieh kommt der amerikanische Markt auch sehr stark in Betracht. Das Roastbeef möchte kein Amerikaner er behren.

Beobachten wir das blutige Werk in einer Rinder Schlachthalle, so erhalten wir einen noch stärkeren Eindruck von der Fleischproduktion in ungeheuren Massen als vorher bei der Schweine schlächterei. Die Großartigkeit der Anlagen in diesem größten Viehhof der Welt erregt noch mehr unser Staunen. Wir sehen nicht nur die Fleischerarbeit an einer langen, schier unendlichen Reihe von Schlachtieren vor uns wie bei den Schweinen, wir überblicken viel mehr auf einmal, ein ganzes Schlachtfeld.

Viele lange Reihen, wohl an zwanzig, von mächtigen Rinderleibern gebildet, können wir erkennen, und dazwischen die Scharen von Arbeitern in emsiger Tätigkeit. Von der einen Seite her werden unaufhörlich die zu Tode getroffenen Rinder herangeschafft und ihre Verarbeitung wird sofort in Angriff genommen. Am Boden dampft ein Meer von Blut. Furchtbar dröhnt das Brüllen und Stampfen der gewaltig starken und doch so hilflosen Tiere. Sie werden einen langen Gang entlang getrieben, immer vorwärts, eins nach dem anderen, ihrem Schicksal können sie nicht mehr entgehen. Jedes Rind kommt von dem Gang aus in einen besonderen, sehr engen Verschlag, der ihm keine Bewegungsfreiheit mehr gestattet. Hier empfängt es den Todesschlag mit einem Schmiedehammer, den ein geschickter, starker Mann im rechten Moment zu schwingen weiß. Dieser Mann geht eine bestimmte Reihe entlang und wo er zugeschlagen hat, da stürzt ein Tier zusammen.

Noch ist der Todeskampf nicht beendet, noch zucken die Leiber und die Tiere versuchen, mit den Beinen um sich zu schlagen, da wird eine Seite der Verschläge schon geöffnet, die geschlagenen Rinder werden durch besondere Vorrichtungen herausgehoben, weitergeschleudert und den Männern übergeben, die die ersten Arbeiten als kundige Fleischer zu verrichten haben. Das geht alles außerordentlich schnell von statten. Hier wird geschritten, da wird gestochen, und schon hängt das Rind zum Ausbluten da. Nicht lange, dann wird es niedergelassen, der Kopf wird abgetrennt, das Fell abgezogen, und so geht es weiter mit der Arbeit, zu schnell und mannigfaltig, um den Gang genau verfolgen zu können. Man sieht nur zuletzt die Rinderseiten dahängen, fertig für die Eiskellereien, wohin sie in großen Massen gebracht werden.

Scheinbar in einem wilden Durcheinander stürzen die Männer in dieser Halle sich auf ihre Arbeit, die in der genauesten Weise geregelt und so gut verteilt ist, daß in Wirklichkeit die größte Ordnung herrscht, ohne welche die erstaunliche Schnelligkeit in der Behandlung der großen Schlachttiere auch gar nicht möglich wäre.

Dazu kommen freilich noch die mannigfaltigsten großen und kleinen technischen Hilfsmittel, allerlei maschinelle Einrichtungen, die wertvolle und schwere Arbeit entweder selbst leisten oder die Arbeit der Menschenhände erleichtern, ergänzen, vervollkommen. So benutzt man z. B. bei dem Reinigen der Rinderseiten eine Bürste, durch die ständig ein Wasserstrom fließt; bei dem Waschen der Eingeweide kommt eine Schnellwaschmaschine zur Anwen-

dung. Dergleichen praktische Einrichtungen im einzelnen lassen sich hundertfach beobachten. Und die Anlage des ganzen Betriebes ist in jeder Beziehung auf die Massenproduktion berechnet. Auf jedem Punkte wird die höchste Kraft entwickelt und scheinbar kümmert sich niemand darum, was an dem nächsten Punkte geschieht. Wir sehen zum Beispiel, wie alles sofort durch Öffnungen im Fußboden der Halle verschwindet, was nicht daselbst verarbeitet wird: die Felle der Rinder, das Blut, die Köpfe, die Eingeweide, die Flügel. Ähnlich wie in der Schweineschlachthalle gleiten diese Teile nach anderen Räumen oder sie werden nach anderen Gebäuden gebracht, um dort durch die Hände von Arbeiterscharen zu gehen und in bestimmte Produkte verwandelt zu werden. Es gibt da große Gerbereien, Leinwandereien, Seife- und Schnurfabriken. Was nicht als Fleischprodukt verwendbar ist, wird in anderer Weise nutzbar gemacht.

Die fertigen Produkte werden ununterbrochen verladen; die Bahnwagen stehen immer bereit. Ein Netz von 500 Kilometer Bahnlinien erstreckt sich hier, und der Verkehr ist stets sehr lebhaft. Nach allen Richtungen gehen die Warensendungen in großen Massen ab.

Der Fleischtruff kann neben dem ausgedehnten Weltmarkt mit einem starken Massenkonsum im eigenen Lande rechnen. Der amerikanische Arbeiter ist an Fleischgenuss gewöhnt,

viel mehr als der Deutsche, und noch ist er im allgemeinen in der Lage, sein Verlangen nach Fleisch befriedigen zu können.

Der deutsche Arbeiter verdient weniger, er muß aber für sein Fleisch noch etwas mehr bezahlen als der Amerikaner. Wo dieser 1 Cent, also etwas über 4 Pf. verdient, da nimmt der Deutsche erst 2 bis 3 Pf. ein. Wenn der Amerikaner aber so viel Pfennige für sein Fleisch bezahlen muß wie der Deutsche, dann erscheint es ihm sehr teuer, und mit Recht, denn der Fleischtruff und die Händler erzielen sehr hohe Profite.

Die Fleischpreise sind in den letzten Jahren auch in den Vereinigten Staaten immer höher gestiegen. Der Landwirtschaftssekretär Wilson, der seit langen Jahren an der Spitze des Agrardepartements in Washington steht, hat dem Vundeskongreß Ende des Jahres 1909 einen Bericht unterbreitet, in welchem er auch die zunehmende Teuerung der Lebensmittel bespricht. Der große Fleischkonsum früherer Jahre hat nachgelassen und die Preise sind gerade für die billigeren Sorten, die zumeist auf den Tisch des Arbeiters kommen, höher gestiegen als für die besseren, ausgesuchten Waren. Wilson meint, daß die Farmer, die Viehzüchter, von den hohen Preisen für Rindfleisch keinen oder nur geringen Vorteil haben, beim Schweinefleisch dagegen profitieren sie ebenso wohl wie die Großschlächter oder Kleinhändler.

Das Rindfleisch wird zum Engrospreise von 8 bis 12 Cent (35 bis 50 Pf.) pro Pfund verkauft. (Das amerikanische Pfund ist um ein Zehntel leichter als das deutsche.) Wilson stellte durch Untersuchungen, die er in 50 Städten der Vereinigten Staaten vornehmen ließ, fest, daß der Preis im Einzelhandel durchschnittlich um 38 Proz. den Engrospreis übersteigt. In 11 Städten verkauften die Kleinhändler um mehr als 50 Proz. teurer, in fünf Städten um 20 Proz. oder auch etwas weniger.

Diese Preise bleiben hinter den deutschen Fleischpreisen noch zurück, aber der amerikanische Arbeiter blickt besorgt in die Zukunft. Er kann nicht begreifen, warum in einem Lande, das so ungeheuer viel Fleisch produziert, der Konsum eingeschränkt werden sollte. Seine Sorge mehrt sich, wenn er gewahrt, daß die Arbeitslöhne nicht ebenso steigen wie die Fleischpreise, daß er sogar Mühe hat, sie vor dem Sinken zu bewahren, denn sie haben die Tendenz zu fallen. Der amerikanische Arbeiter schrieb bisher seine große Leistungsfähigkeit zum großen Teile seiner besseren Lebenshaltung zu, und das Fleisch war sein Hauptnahrungsmittel. Darf er dulden, daß seine Lebenshaltung herabgedrückt wird?

Die Erkenntnis mehrt sich mit den wachsenden Sorgen in den Arbeiterkreisen, daß schwere Probleme durch solche Mißverhältnisse entstehen, die einer großen Lösung harren.

Melinka.

Erzählung von Clara Einzen-Ernst.

(Schluß)

Melinka ist fort. Mögen doch alle glauben, die sie in Glanz und Lust sahen, daß eine neue, tolle Laune sie plötzlich fortriß — möchten sie es doch glauben. Nur nicht krank sein! Nur das darf niemand wissen. Eine gewaltige Erregung tobt in ihr, ihre Gedanken überstürzen sich, auf ihrer Stirn steht kalter Schweiß. Schließlich erhebt der kühle, abwägende Verstand des armen Klebmädchens von sechzehn Jahren, der so lange schlief, wieder sein Haupt. Die kräftigen Hände greifen nach den Flügeln, die die wilden jungen Gänse der Sinne nicht mehr spürten. Die jungen Gänse stehen plötzlich still, zitternd, blutend, mit Schaumflocken und dichtem Schweiß bedeckt. . . .

Melinka sieht im Spiegel ihr bleiches, starres Gesicht, umglüht vom roten, starken Haar. Die müde Rose bürtet das Haar und es knistert und hebt sich wieder. Die grauen Augen sehen zu, sie haben einen gespannten Ausdruck. Die Angst lauert in ihnen. Es ist, als ob jemand ihre weiße, starke Kehle fest umspannt hätte. Die Brust arbeitet so schwer — alles wird schwül, dumpf, erdrückend und angstvoll.

Und da kommt der Blutstrom — das junge rote Blut . . .

Melinka ist plötzlich verreist, — eine Laune, eine tolle neue Laune.

Man lebt reich in der Großstadt, man fragt nicht viel. Wo wird sie sein? Gewiß an der Riviera? Nein, Monte Carlo natürlich.

Zwei Monate sind vergangen und Melinka reist wirklich nach Monte Carlo. Reißt fort von dem einsamen, hochgelegenen Gebirgsort, der ihre kranke Lunge heilen soll. Sie braucht Geld.

Da waren ihre herrlichen Schmuckstücke — wer aber würde sie hier kaufen? Die Rose durfte nicht zu viel wissen! Warum auch den Schmuck verkaufen? Sie würde ihn tragen zu leuchtenden, kostbaren Toiletten. Er würde

wieder über ihre Kraft und Schönheit sprühen, er würde wieder locken und blühen.

Aber sie brauchte Geld und würde es heimbringen, Spielgeld, oder schließlich, wenn es nicht anders ging, Geld für verkaufte Juwelen und Goldschmuck.

Als der Wagen sie wieder die gewundene, steile Straße hinauffuhr, an deren Ende der einsame, traurige Kurort liegt, froh Melinka in ihren kostbaren Pelzen. Sie brachte Geld heim — und brachte Schmerzen heim, und eine tödliche, bleierne Müdigkeit. War das ihre Kraft? Ihre ganze, einst unbeflegbare strahlende Kraft? Und sie wollte leben! Leben! Ihre starken Hände hallten sich. Nein, sie war nicht kraftlos, es durfte nicht sein. Sie wollte an dem verhassten Ort ansharren und später ruhiger leben und klüger.

Wie lachte der Schnee herabfiel; da lagen an den Seiten des Weges schon ganze Wälle von Schnee, schwer und weich. Sollte das nie aufhören? — Wo war die Sonne? Sie brauchte Sonne. Tausenden von Menschen hatte der Süden früher geholt, warum ihr, gerade ihr, diese trostlose kalte Bergesamkeit, diese grauen, unheimlich wallenden Schneenebel? Sollte sie nicht lieber nach dem Süden gehen? Aber ihr Verstand, der sie nie mehr ganz verließ, sah sie mit kalt-bohrenden Augen an und drückte sie mit festem Griff in das elend kalte Leben da oben zurück.

Sie saß wieder in dem öden Hotelzimmer, neben ihr, unter ihr, über ihr immer die gleichen, öden Zimmer, überall die Not und Qual der Menschen. Nein, sie wollte es nicht wissen. . . .

Überall war auch die Hoffnung, die weiche, tröstende, seltsame Hoffnung. — die trügerische, sagte ihr unbarmherziger Verstand, — und sah durch ihre Spitzen hindurch den überschlanke gewordenen, herrlich gewachsenen Körper. Die gute, begründete Hoffnung, sagte Melinka und streckte die weiße Hand mit den blitzenden Ringen nach dem Champagnerfeld aus. Der harte Verstand aber lächelte spöttisch und horchte

auf das eigentümlich kochende Geräusch in Melinkas Brust. Die hörte es nicht und reichte auch dem Verstand von dem berausenden Trank — und reichte ihm wieder und wieder. Da lehnte er sich lässig zurück — er hatte es zu oft getan . . .

Und eine weichere, größere Hand drückte ihm vollends die Augen zu . . .

Als aber später die Rose hereinkam, sprach niemand mehr, und über die zarten Spitzen und Wänder ihrer Herrin bis hinab auf den dunklen Teppich lief die breite Spur, die sie schon einmal gesehen hatte.

Heute haben sie Melinka fortgetragen. Sie lag ganz still, groß und feierlich in dem öden Hotelzimmer. Das starke, rotglühende Haar krönte das bleiche Gesicht mit den unnatürlich dunklen Wimpern und Brauen. In den schönen, kräftigen Händen hielt sie die Rosen, auf die sie und ihre freundliche Hoffnung zuletzt geschaut hatten, als der läble Verstand schlafen ging.

Er aber mußte sich wohl dennoch in ihre letzten Gedanken hineingeschlichen haben, denn um den jungen Mund lag so ein feiner, Hunger Zug, der sagte: „Auch jetzt war meine Zeit gekommen. Ich wollte nicht krank sein, nicht alt, arm und verlassen. Meine letzte Stunde hatte noch etwas Schönes und Frohes, und meine letzte Stunde in der bunten, lustigen Welt war ein Triumph. Ich kann schlafen, wie meine Mutter.“

Nun steht sie in der kleinen weißen Kirche oben auf dem einsamen Friedhof und wartet auf den Frühling. Wenn der Frühling tobt und die Schneemassen in stürzenden Bächen zu Tal jähst, wenn die Erde weich und gut wird und die ersten Boten kommender Schönheit und Freude hervorzaubert, dann öffnet sie sich auch der jungen, schönheitsdürstigen, freudeheißenden Melinka, und auf ihrem einsamen, unbekanntem Grab blühen dunkelblaue Enziane und rote Alpenrosen.

Goldene Worte.*

Wenn ein Volk in das Schwelgebild der Reaktion gezwungen war, dann ist die Revolution der natürliche Dampf, der deutlich zeigt, daß die Geduld des Volkes den hundertgradigen Siedepunkt überschritten hat.

In der Politik gibt es keine Dankbarkeit, aber ein schnelles Vergessen. Wer siebzig Jahre lang seine Pflicht tat und sich im einundsechzigsten eine Dummheit leistete, dessen Kredit ist oft in einem Tage ausgestrichen.

Das Wort „Von Rechts wegen“ war im Staatsleben oft der Prolog zu den größten Ungerechtigkeiten.

Der Geist der Freiheit überdauert die Jahrhunderte, er ist stärker als der Tod. Er spricht zu uns durch die stummen Blide ihrer großen Märtyrer, er redet zu uns durch die gewaltigen Geister der Vernunft und der Aufklärung, und er liebt uns durch all die großen Herzen voll glühender Menschenliebe.

In den Märchenbüchern der Zukunft wird man lesen: Es war einmal eine Zeit, wo die Menschen sich wie wilde Tiere. Und wie vor Hexenprozessen und Teufelsaustreibungen wird man zusammenschauern, wenn man die Summe von Elend von den Kulturleistungen der Völker abziehen muß.

Nach in der Erregung bleibe gerecht: Im Zorne schreibe nie ein Zeugnis oder ein Urteil.

Es gibt Menschen, die nie nein sagen und doch nichts tun. Es gibt andere, die leichtfertig Hoffnungen erregen, ohne selber ernsthaft daran zu glauben. Es ist besser, ich halte mehr, als ich verspreche, als ich verspreche mehr, als ich halte.

Wer uns absichtlich wehe tat, dem lohnt es nicht zu zürnen; wer es aber noch beim Wehetun gut meinte, dem dürfen wir nicht zürnen.

Man muß sehr klein oder sehr groß sein, um nicht beneidet zu werden.

Arbeit ist die wahre Kulturgröße der Menschheit und die stolze Standard der echten Menschenwürde. Alles Wissen und alles Können, aller Glanz und alle Befriedigung unserer Existenz verbindet sich in ihr zu einer unzerstörbaren Kette von Geschlecht zu Geschlechtern.

Besser sich schämen vor der Faulheit, als sich genieren vor der Arbeit.

Englische Geldheiraten im neunzehnten Jahrhundert. Der berühmteste englische Maler der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, William Hogarth, hat in einer der Serien von Bildern, worin er die gesellschaftlichen Schäden seiner Zeit schildert, die „Heirat nach der Mode“ dargestellt. Es handelt sich um die Ehe zwischen der Tochter eines reichen Londoner Alderman und dem jungen Lord Squanderfield (zu deutsch: Verschwendefeld), dem ausschweifenden und verschuldeten Sohn eines gichtischen alten Grafen. Gleich das erste Bild charakterisiert diese Ehe von Seiten des Aristokraten als reine Geldheirat. Während nämlich der alte Graf in vornehmer Pomp dasitzt und majestätisch auf seinen Stammesbaum zeigt, der bis auf Wilhelm den Eroberer, zurückgeht, ist der alte Stadtbürger aus der Gith, im vollen Aufzug eines Londoner Alderman, mit einer Tasche gekommen, die zum Versten voll ist von barem Gelde, Schuldberechtigungen und Taufendpfundnoten; der Verwalter des Grafen und der Advokat des Grafen sind zugegen, um das Ge-

schäft abzuschließen, während die zukünftigen Eheleute dabeisitzen, ohne sich umeinander zu kümmern. Diese Sorte von Ehen zwischen aristokratischen Stammesbäumen und bürgerlichen Geldsäcken erscheint Hogarth als Heirat nach der Mode, und so faßt auch sein großer Zeitgenosse Swift in „Gullivers Reisen“ die Geldheirat als einen aristokratischen Krebschaden auf, der gang und gäbe, ja, das Normale sei. Er beschreibt uns den jungen Adligen, wie er ein ausgelassenes Leben führt und zu einem ausgemergelten Nougé wird; wenn er sein Vermögen ungefähr durchgebracht hat, schließt er mit einem Weib, das nicht aus seinen Kreisen, häßlich und ungesund ist, und das er bald haßt und verachtet, die Ehe „bloß um des Geldes willen“.

Swift sowohl wie Hogarth wirkten im 18. Jahrhundert. Aber auch schon im 17. Jahrhundert finden sich englische Gewährsmänner, die von der Geldheirat als einem schweren Mißstand der englischen Gesellschaft sprechen. Im „Hudibras“ von Samuel Butler, der in der sogenannten Restaurationszeit (1660—1688) der Lieblingschriftsteller weiter Kreise der guten Gesellschaft war, werden dem puritanischen Titelhelden folgende Worte in den Mund gelegt, die er zur Dame seines Herzens spricht:

„Geld ist Wit, Tugend, Schönheit, Wert.
Nur alles, was man liebt und ehrt;
Denn was ist jedes Dinges Wert,
Als was es gilt an Geldeswert?
Gibt's außer Reichthum sonst noch was,
Was stets der Mensch allein besaß
Und vor dem Vieh voraus behielt,
Ausgenommen, daß er lacht und schielt?
Ich muß gestehen, mit Gut und Land
Nähm ich ein Weib aus zweiter Hand,
Zum Beispiel Euch. Person ist's nicht,
Worauf ich bin so sehr erpicht;
Euer besser Teil, Euer Land und Geld,
Ist's, was mein Herz gefesselt hält.
Gebt mir nur Euer Geld und Gold,
Und mit Euch selbst macht was Ihr wollt,
Ja, wollt Ihr Euch dem Teufel schenken,
Ich will's, als Christ, Euch nicht verdanken.“

Sehr interessant ist auch, was in einer Abhandlung etwa aus den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts Sir William Temple, einer der bekanntesten englischen Staatsmänner jener Zeit, über die Frage der Geldheiraten schreibt. Er geht davon aus, daß die Schwäche von Kindern sowohl in geistiger als körperlicher Hinsicht, nicht nur von den gleichen Fehlern bei den Eltern herrührt, sondern auch von den üblen Folgen, die es für die Beschaffenheit der Nachkommenschaft habe, wenn Ehen ohne gegenseitige Neigung eingegangen würden. „Diese Verbindungen würden nie geschlossen werden, außer wegen der menschlichen Habgier und der Gier nach der Mitgift der Frauen, die sie heiraten. Das ist bei uns bis zu einem solchen Grade gestiegen, daß es alle anderen Rücksichten oder Verlangen übersteigt und auslöscht, so daß unsere Heiraten, gerade wie andere, gewöhnliche Handelsgeschäfte und Verkäufe, nach der reinen Erwägung von Interessen oder Gewinn gemacht werden, ohne irgendwelche Liebe oder Schätzung von Geburt oder selbst von Schönheit, welches doch das wahre Ingredienz aller glücklichen Verbindungen dieser Art und aller lebensfähigen Erzeugung sein sollte.“ Temple erklärt diesen Mißbrauch unter dem englischen Adel für jüngeren Datums. Er kann sich erinnern, daß vor weniger als einem halben Jahrhundert die ersten Adelsfamilien wegen schierem Geldes in die Eith hineingeheiratet und dadurch nach und nach dieses öffentliche Uebel eingeführt hätten. Als Folgen des Aufkommens solcher reinen Geldheiraten bezeichnet Temple den Ruin vieler Besitzungen durch die Notwendigkeit, den Töchtern eine große Mitgift zu geben, die Degeneration vieler Familien durch Erzeugung schwächerer Kinder infolge von Mangel an gegenseitiger Liebe bei den Eltern und schließlich, das gänzliche Aussterben vieler großen Familien, weil die Personen, denen die Fortpflanzung obgelegen hätte, einander abgeneigt waren. Er schlägt auch Mittel vor, die dem Uebel Einhalt tun sollen: ein Gesetz, das ein für alle Mal untersagt, einem Weibe eine Mitgift von mehr als 2000 Pfund mit in die Ehe zu geben, es sei denn, daß sie eine Erbin sei, und eine solche soll, wenn sie mehr als 200 Pfund jährlich „wert ist“, bloß jüngere Söhne heiraten dürfen (die keine Erben sind). Dann würde, so meint Temple, das allgemeine Bestreben der Männer, auf dem Wege einer Geldheirat ihr Glück zu machen, aufhören, ihre Energie sich gemeinnützigeren Dingen zuzuwenden. Junge Mädchen würden nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sein, aus Mangel an dem nötigen Kleingeld

unverheiratet zu bleiben, und die Heiraten würden aus naturgemäßerem, edlerem Beweggründen, als aus bloßer schmutziger Geldgier abgeschlossen werden. „Außerdem würde einiger Abbruch getan werden jener verderblichen Gewohnheit und dem allgemeinen Irrtum, alles Glück in dem enbloßen Grade von Reichthümern zu sehen, die über ein gewisses, jedem Rang angemessenes Verhältnis hinaus weder zu Gesundheit, noch zum Vergnügen, weder zur Behaglichkeit noch zur Bequemlichkeit beitragen. Die Liebe zum Gelde ist die Wurzel alles Uebels.“ Da liegt in der Tat der Hund begraben. Merkwürdig, daß Temple übersteht, wie er sich in einem Zirkelschluß bewegt: die Geldheiraten kommen von der Geldgier, und nun sollen, um die Geldgier einzuschränken, die Geldheiraten befähigt werden, was naturgemäß an der Geldgier scheitern muß. Faktisch ist die Geldheirat vom Kapitalismus unzertrennlich und kann nur mit dem Kapitalismus zusammen verschwinden. a. c.

Der Halleysche Komet ist nunmehr in den interessantesten Teil seiner Bahn getreten. Es sei deshalb eine Karte gegeben, die seinen Lauf am Himmel veranschaulicht. Auf ihr sind zur näheren Orientierung auch die Bahnen der Sonne, des Mondes und der Planeten für April eingetragen, soweit sie sich in der Himmelsgegend bewegen, wo der Komet seine Bahn zieht. Alle diese Bewegungen gehen vor sich über einem Streifen zu beiden Seiten des Himmelsäquators (unsere waagerechte Nulllinie in der Mitte der Karte; sie ist am Himmel leicht wiederzufinden, weil sich das charakteristische Sternbild des Orion mitten darin befindet. Die Sternscheiben sind auf unserer Karte natürlich viel zu groß gezeichnet; ihre verschiedene Größe soll ihre verschiedene Helligkeit veranschaulichen).

In der Nähe der Sonnen- und der Mondbahn finden wir auch die Merkurbahn, die Mars-, die Saturns- und die Neptunusbahn verzeichnet. Mitten hindurch zieht der Halleysche Komet. Vom 1. März bis zum 2. Mai läuft er nach rechts, kehrt dann um und rast dann sehr schnell nach links, an manchen Tagen ganz gewaltige Strecken des Himmels durch-eilend. Seine Geschwindigkeit erreicht etwa 100 Kilometer in jeder Sekunde! — Die Umkehrschleife ist natürlich keine wirkliche Schleife, sie ist nur eine perspektivische Bildwirkung, hervorgerufen durch die wechselnden Stellungen von Erde und Kometen. In Wirklichkeit durchläuft der Komet eine langgezogene elliptische Bahn. Dabei liegt die Ellipse nicht in der Ebene der Erdbahn, sondern um 17 Grad dagegen geneigt.

Professor Wolf in Heidelberg hat den Kometen zum erstenmal in dieser Erscheinung am 9. Februar mit bloßem Auge gesehen. Seine Stellung zur Erde wird nun andauernd günstiger, so daß auch der Schweif besser zu sehen sein wird, den der Halleysche wie fast alle Kometen zu entwickeln pflegt. Aus unserem Aufsatz über den „Strahlungsdruck“ (1900 Nr. 32) her wissen wir, daß die Kometenschweife aus kosmischem Staube bestehen, den die Sonnenstrahlung aus den Kometen heraus entwirft und in den Weltraum hinausjagt. Der Komet kehrt ja der Sonne stets dieselbe Seite zu, so daß sie monatelang immerwährend der heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Die Kometenmassen werden dabei so stark erhitzt, daß sie vergasen und aufzusteigen beginnen. Sie reißen den vorhandenen Staub mit, welcher nachher das Material für den Schweif liefert. Die Ausströmungen kehren sich daher zuerst gegen die Sonne, werden dann vom Strahlungsdruck erfasst und als Schweif abgestoßen. Die Schweifentwicklung geschieht gewöhnlich am stärksten kurz nach der größten Annäherung der Kometen an die Sonne. Diese findet beim Halleyschen Kometen am 20. April statt. Die größte Annäherung an die Erde erreicht er am 18. Mai. An diesem Tage werden wir voraussichtlich durch den Kometenschweif hindurch-sausen. Der Schweif wird dann wahrscheinlich schon wieder kleiner geworden sein, als kurz nach dem 20. April, dennoch werden wir ihn dann besser und größer sehen, eben wegen der größeren Annäherung an die Erde. Bis zum 18. Mai ist der Komet nur am Morgen vor Sonnenaufgang zu sehen, nachher aber abends kurz nach Sonnenuntergang. — An der Hand der Karte können sich unsere Leser für den Rest des Aprilmonats sehr leicht die Planeten am Himmel auffuchen. Vielleicht gelingt es ihnen sogar, den in der zweiten Hälfte des Monats sichtbaren Planeten Merkur auf diese Weise aufzufinden. — f. l.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Aus „Lebensfragen“, Aphorismen von Walder Manasse (Verlag Otto Roth, Berlin, Preis 20 Pf.). Diese Aussprüche, Gedankenblitter und Niederschriften, die aus allen geistigen Gebieten des Lebens schöpfen, die in der geschichtlichen Vergangenheit der Menschheit schärfen und in ihre Zukunft hinausspähen, verdienen es, daß sie viel und oft, namentlich von Arbeitern, gelesen werden. Ein tiefes ethisches und soziales Empfinden führt in ihnen das Hauptwort; die Sprache ist klar und schön; sie bringt in knapper und doch prägnanter Weise das zum Ausdruck, worauf es dem Autor hauptsächlich ankommt.